

Der „Zauberer“ von Dinslaken

Eine Erzählung aus finsternen Tagen

Von Wilhelm Arey

„Am 9. Februar 1613 verhandelte das Dinslakener Gericht gegen Bernd im Walde, gnt. Berckhoff, wegen begangener Mordtaten und Zauberei und bestimmte, daß er lebendig gerädert, sodann enthauptet und sein Körper zu Asche verbrannt werden soll.“

Bernd galt nicht nur als ein Sonderling, er war es auch in Wirklichkeit. In das Gleichmaß des alltäglichen Lebens wußte er sich nicht einzuordnen. Wenn die anderen fleißig an der Arbeit waren, konnte es sein, daß er auf dem Lohberg in der Nähe des Galgenplatzes lag, an der Stelle, wo die Verurteilten, bevor sie baumelten, noch einmal einen letzten, dafür aber auch wirklich herrlichen Rundblick über die Niederterrasse auf Wesel hin zum Abschied aus dieser schnöden Welt genießen und mit ins Jenseits nehmen konnten.

In diesen Blick vertiefte sich auch Bernd, und mehr als einmal hatte er bei klarem Wetter die Türme von Wesel von hier aus geschaut. Oder man sah ihn dort, wo die alte Lanter am Galgenberg vorbeizog, auf dem Rücken im Grase liegen und in den tiefen, blauen Himmel hineinstieren, bis ihn erst der kühle Abendwind aufschreckte und an die Rückkehr gemahnte. Sein Leben war eine seltsame Mischung von Philosophie und Narretei, und es war schwierig festzustellen, wer nun das Übergewicht in seiner Natur habe, der Philosoph oder der Narr. — Dabei war Bernd ein wirklich schöner Mann; seine dunklen Augen, die unter merkwürdig langen Wimpern träumerisch hervorlugten, hatten schon manches Dinslakener Mädel zu heller Glut entflammt. Wenn er doch nur nicht so absonderlich gewesen wäre.

Bernd hatte heute wieder seinen Träumertag. Diesmal lag er vor der Walsumischen Pforte bei den Gärten, die dem Herrn von Gartrop gehörig, und döste vor sich hin, als Hinrik, ein armer Käter, seine einzige Kuh, sein einziges Vermögen, in das karge Gras des Gemeindebruchs beim Bärenkamp trieb. Das Tier zeigte schon seit Tagen nicht die geringste Freßlust und wurde zusehends magerer. Ein mitleidiger Blick des Bernd traf die ausgemergelte Gestalt des kranken Tieres. Mit mürrischem Grufz zog Hinrik vorbei.

Dem Tier ging es von Stunde zu Stunde schlechter, und als es gegen Abend wieder in den Stall getrieben wurde, hing ihm die vertrocknete Zunge aus dem feuerroten Maul heraus; keifend ging der Atem der leidenden Kreatur. Der arme Käter war verzweifelt und wußte sich kaum mehr Rat.

Draußen in einer elenden Hütte der Abergunst aber lebte der alte Schweinehirt, der als ein in Tierkrankheiten kundiger Mann im Lande Dinslaken Ruf genoß. Er war Hinriks letzte Hoffnung. Und der Alte kam. Er mischte sein Tränklein. Schabte etwas von einem alten Knochen, schnitt aus fünf Gänsefedern die unteren Teile ab, holte hinter seinem Ohr wenig Haar, suchte Thuranwurzel, zerstieß einen schwarzen, irdenen Pfeifenkopf, zerrieb eine Muskatnuß zu Pulver, mischte das Ganze durcheinander und goß eine halbe Kanne altes Bier hinzu, das er ein wenig aufgewärmt hatte. Das fiebernde Tier trank begierig von diesem seltsamen Gebräu, und der Alte strich sich befriedigt seinen langen Bart. „Es hat gesoffen, Hinrik“, sagte der Schweinehirt, „das Beest ist gerettet.“

Daß die Kuh aber nach diesem geheimnisvollen Mittel schneller als man angenommen hatte einging, ist wohl nicht weiter zu verwundern. Nach zwei

Stunden lag im Stall ein Kadaver, und der arme Hinrik verfluchte sein Mißgeschick. „Die Kuh war verhezt“, sagte der Hirte, der sein Ansehen als weiser Mann und Tierheilkundiger schwinden sah. „Ich sag es noch einmal, die Kuh war verhezt! Einer, der mit dem Höllischen im Bunde steht, hat das Tier verderbt durch Zauber oder bösen Blick!“

Der Käter Hinrik starrte einen Augenblick wie versteinert vor sich hin, dann schrie er so laut, als wollte er damit das tote Tier wieder zum Leben erwecken: „Bernd! Bernd! Den bösen Blick hat Bernd! Bernd hat den bösen Blick!“

Aus der Hütte des Käters nahm dieses Gerücht seinen Lauf. Wie ein Stein auf der Wasserfläche erst kleine, dann größere und schließlich ganz weite Kreise zieht, so schlug das Gerücht seine Wellen weiter und weiter. Es zog durch die Altstadt, es zog durch die Neustadt, es überkletterte die Stadtmauer, kroch wie ein Lindwurm in die Hütten der Plattländer da draußen vor den Toren, fraß sich am Otterswerth fest und drang in die Bauerschaften von Walsum, Hünge und Spellen.

„Bernd hat den bösen Blick!“ erzählten die Bauern im Hiesfelder Mittelfeld. „Er hat den bösen Blick!“ raunte man im Spellener Spnk.

„Zauberer, Zauberer!“ Beim abendlichen Plausch vor den Türen fiel das Wort, bei den Unterhaltungen im Schein des Kaminfeuers, auf Tennen und Scheunen, in Handwerkerstuben und Bürgergärten. Zauberer! Zauberer! Als es auch bis in die Amtsstube des Drosses auf dem Kastell vorgedrungen war, galt Bernds Schicksal für besiegelt.

Bernd steht vor dem Gericht. In seiner Tasche trägt der Richter heimlich ein kleines Kreuz, das die bösen Mächte bannen soll. So ist auch der Richter schon von der öffentlichen Meinung gefangen.

„Bernd, ich frage dich zum letztenmal, ob du im Bunde stehest mit dem Leibhaftigen!“ „Nein“, haucht Bernd leise. „So du denn in Unwahrhaftigkeit verharrest, sollst du Daumschrauben tragen und spanische Stiefel, die stehen dir gar wohl“, höhnte der Richter, „und das eiserne Halsband ist ein fürtrefflicher Schmuck für deinen störrischen Hals. Willst du also nit bekennen?“

Nein, er will nicht bekennen, weil er nichts zu bekennen hat.

Da schleppen ihn zwei rohe Burschen heraus zur „peinlichen Frage“, zur Folterung.

Man brennt ihm alle Haare vom Leibe und drückt ihm die Maulbirne in den Mund, damit man sein Schreien nicht höre. Man martert ihn mit Daumschrauben, daß das Blut unter den Nägeln hervortritt. Fast bricht man ihm mit den Beinschrauben die Unterschenkel. Aber Bernd gesteht nicht. Was sollte er auch gestehen?

Die Peiniger bleiben hart. Man fesselt ihn auf dem Peinstuhl. Seine Arme werden an die Rückenlehne gebunden, die Beine an die vorderen Stuhlstempel. Tief schneiden die Stricke in das Fleisch. Um seinen Hals legt man ein eisernes Halsband, das innen mit spitzen Eisenstacheln besetzt ist und zieht von dem Halsband, von den Armen und Beinen lange Seile bis an die Wände. Dann reißen die vertierten Burschen an den Tauen und zerren den Peinstuhl hin und her. „Ey, ey, kannst du schöne Galgart tanzen, du Teufelsbernd!“ höhnen die Peiniger. „Sing auch dazu ein Teufelsliedken!“ Nun zupfen sie an den Seilen wie auf einer Gitarre. Das heißen sie Zither und Laute schlagen.

Eine ganze Nacht hatte Bernd die Qualen der peinlichen Frage erduldet. Er saß noch immer auf dem Peinstuhl, als am andern Morgen die Glocke schon die sechste Stunde schlug. Er zählte die Glockenschläge in der Morgenstille und hoffte, daß es bald mit ihm ein Ende nehmen würde. Sein Peiniger hatte das gemerkt und sagte:

„Zählst du Zauberer die Uhren und Stunden und rechnest du die Zeit der Folter? Das kann dir nit helfen. Willst du nit ein Bekenntnis ablegen?“

Von neuem begannen die Schindereien. Da war es mit dem Widerstand des Gequälten vorbei. Willenlos sprach er nach, was die Peiniger ihm vorfügten: daß er ein Zauberer sei und sogar auch ein Mörder.

Nun war endlich das Geständnis da, und die Gerechtigkeit konnte ihren Lauf nehmen. „So jemand den Leuten durch Zauberey Schaden oder Nachtheil zugefügt, soll man ihn straffen vom Leben zum Tod, und man soll solche Straff mit dem Feuer Thun.“ Da er aber auch noch ein Mörder war, mußte er lebendig gerädert, enthauptet und sein Körper wie ein Zauberer zu Asche verbrannt werden. So wollte es Geseß und Recht.

Als der Abdecker in der Schindkuhle beim Quabbenberg am Bärenkamp der krepiereten Kuh die Haut vom Leibe zog, schnitt er auch den Magen des Tieres auf, um zu sehen, wo der Zauber saße. Er fand einen kleinen verrosteten Nagel, den das Tier verschluckt hatte, und um dessentwillen ein junger Mensch die grausamen Qualen der Folterung und der Hinrichtung hatte erdulden müssen.

Daß aber Bernd ein Zauberer gewesen, glaubte auch noch der Abdecker.

Guje Hölp!

Von Heinrich Nesbach

De Belgier woren ingeröck
on ginge patrouilliere.
Besonders an de Lepp entlang
wor watt te spioniere.
Doch rijs kofz mer dor nitt gut.
wore liewer op te Stroote,
kott bej de Hüser — on de Böhm —,
wor rippe Käsche soote.
Dij deje koope sej seg gern,
doch ohne te betable.
Sej menden, dat den Bur seg soll
dat Geld in Belgien hale.
Enß soote twee Mann in den Bohm
on lachte seg in't Füßken.
Den Bohm, den rot voll Käschen hing,
stunn grad vör't Bejenhüsken. —
De Burefrau had et gesien,
dat kofz öhr doch so ägen,
mett en Stöksken in et Bejenhus
dej sej de Immen tägen.
Dij flogte nau wi doll herüft,
sej wollen doch ös kieken,
wenn öhr sowatt had angedohn:
On sohne watt te pieken!
Dij Knellstengelskossen üt den Bohm
„Als te mar kas“ sey liepe:
„Madam, piek! piek! Madam, piek! piek!“
Mät Ärm on Been sej riepe.
„Jo well, piek, piek!“ lach duj dij Frau,
„Nömb oj dat wiejer Wonder?
Komp gej mech noch enß in den Bohm,
Dann höld oj doch der Donder!“